

# Erziehung, Bildung und Kultur in der amerikanischen Demokratie

Autor(en): **Ulich, Robert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **37 (1957-1958)**

Heft 2: **Gegenwartsprobleme der Demokratie**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160671>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# ERZIEHUNG, BILDUNG UND KULTUR IN DER AMERIKANISCHEN DEMOKRATIE

VON ROBERT ULICH

Die drei Begriffe, über die ich mich im Hinblick auf die amerikanische Demokratie zu äussern habe, könnten einen Philologen zu einer vergleichenden Begriffsanalyse einladen. Denn wiewohl die englische Sprache zum indogermanischen Sprachstamm und die englisch sprechenden Völker zur gleichen christlich-humanistischen Kultur gehören wie die deutschsprechenden Nationen, haben sie doch kein identisches Synonym für die deutschsprachlichen Begriffe «Bildung» und «Kultur», kaum auch für den Begriff «Humanität». Die drei genannten Worte haben ihre gegenwärtige Bedeutung erst im 18. Jahrhundert erhalten, und die englische Sprache hat sich anders entwickelt. Das heißt bei weitem nicht, daß die mit den drei genannten Termini verknüpften Wort-Inhalte dem Angelsachsen fremd seien. Im Gegenteil, alles, was die deutsche Sprache mit den Ideen von Bildung, Kultur und Humanität meint, ist in voller Lebendigkeit enthalten im englischen Ideal des «Gentleman». Sollte dies darauf hindeuten, daß sich die englische Sprache und die hinter ihr stehenden Menschen lieber in der Welt des Konkreten bewegen und der Abstraktion weniger geneigt sind als die Deutschen? Aber anstatt uns selbst in Abstraktionen einzulassen, wollen wir lieber das hinter den Worten eines Volkes stehende Leben selbst sprechen lassen.

Unter den Amerika-Reisenden, die mich in meiner neuen Heimat aufsuchen, wage ich drei Typen zu unterscheiden. Der erste ist vertreten durch die Bewunderer. Sie sind durchaus nicht immer kritiklose Menschen; sie sind einfach überwältigt von der Größe der amerikanischen Landschaft mit ihren Flüssen, Bergen, Steppen und Wüsten, von der Unbefangenheit im Verkehr der verschiedenen Bevölkerungsschichten und den gigantisch wirbelnden großen Städten. Das wie in ferne Welten greifende Heulen der amerikanischen Lokomotiven erscheint ihnen wie ein Symbol der Unbegrenztheit. Menschen, die Rußland kennen, lieben es mit Amerika zu vergleichen: der Zauber ozeanischer Weite packt sie dort wie hier.

Dann gibt es die radikalen Kritiker. Die Vereinigten Staaten sind für sie das Land ohne Tiefe, ohne Geschichte, ohne «wahre Bildung und Kultur», ohne die feineren Distinktionen, die den Reiz eines gesitteten Lebens ausmachen. Es ist alles «materialistische Hetze», und wenn die Hetze vorüber ist, kommt die Leere. Man trinkt Cocktails «in order to

relax», und wer dies nicht bezahlen kann, sieht sich Hollywood-Filme an.

Schließlich kommen diejenigen, die sich langsam in diese große Welt hineinzudenken versuchen und die um so mehr Gegensätze und Widersprüche entdecken, je mehr sie in Erfahrung vorschreiten. Ich gestehe, daß ich nach 22jähriger Lehrtätigkeit an der Harvard-Universität und vielen Reisen im Lande noch immer zu dieser Kategorie gehöre. Doch fühle ich mich dabei in der guten Gesellschaft aller derer, die das Staunen, die Liebe, aber auch die Kritik behalten, nicht nur wenn sie über andere, sondern auch, wenn sie über ihre eigene Nation nachdenken. Denn in den Wundern der Schöpfung ist der Mensch das größte, voll von Rätseln, eingehüllt in immer größere Rätsel, und ein Volk besteht ja schließlich aus Millionen solcher Rätsel, wie stark auch immer die Kraft der Nation die individuellen Gegensätze zu verschleifen scheint. Daher sind alle Versuche, Völker als ganze zu charakterisieren, meist ebenso falsch wie richtig; wer sie schilt, hat recht, wer sie lobt, hat auch recht. Man muß dialektisch, d. h. in Gegensätzen denken, um der Aufgabe einigermaßen gerecht zu werden.

### *Das amerikanische Schulwesen*

So haben z. B. die Amerikaner selbst über ihr eigenes Erziehungssystem die gegensätzlichsten Meinungen. Nach dem ersten Weltkrieg gedachte man «to make the world safe for democracy» (natürlich für die amerikanische Ausgabe), und in der allgemeinen Propaganda spielte das Schulwesen mit seinen Austauschprogrammen und internationalen Instituten eine gewichtige Rolle. Dann kam der Rückzug Amerikas vom Völkerbund; außerdem entdeckte man, daß die in ihre Heimat zurückkehrenden Studenten, besonders die asiatischen, durchaus nicht alle die Absicht hatten, sich den Idealen der westlichen Demokratie zu verschreiben. Sie wirken jetzt teilweise als kommunistische und nationalistische Agitatoren. Den Engländern ist es übrigens genau so gegangen, und den Russen mag ähnliches begegnen. Trotzdem begab man sich auch nach dem zweiten Weltkrieg mit naiver Begeisterung an die Aufgabe der «Umerziehung» oder «Reeducation». Besonders Deutschland und andere Feindesvölker sollten durch die neue, dem amerikanischen Beispiel nachgebildete Erziehung zum demokratischen Ideal zurückgeführt werden. Im Grunde meinte man wohl die ganze Welt, genau so wie auch das England Cromwells und Miltons, das Frankreich der Aufklärung, das Hitlerische Deutschland und das kommunistische Rußland die ganze Menschheit zu beglücken gedachten. Aber auch hier kam die Enttäuschung. Und heute kann man sich in den Vereinigten Staaten mit nichts so leicht eine Art Snob-Popularität erwerben, wie wenn man die Schulen

und ihre Führer in Bausch und Bogen als minderwertig, ja sogar als bewußte Schädlinge verdammt.

In beiden Fällen, sowohl der missionarischen Begeisterung als der radikalen Kritik begeht man zwei Fehler. Erstens denkt man sich die Schule als eine ideale Institution, die in Sphären reiner Geistigkeit über den Fragwürdigkeiten der Umgebung schwebt, weshalb man dann auch glaubt, den kostbaren Artikel unverfälscht in andre Länder exportieren zu können. Zweitens macht man sich ein willkürliches Bild vom Menschen. Man glaubt, daß man ihn moralisch und intellektuell viel weiter bringen könnte, wenn nur die Erzieher ihre Sache besser machen wollten. Die Entrüstung ergießt sich dann besonders über die früher als Ideal gepriesene amerikanische Mittelschule, genannt «High School», die das Alter von vierzehn oder zwölf bis achtzehn umfaßt und als «Einheitsschule» ungefähr 80% der amerikanischen Jugend aufnimmt und ungefähr 50% im Alter von achtzehn entläßt. Wenn nun auch die größeren High Schools in sich gegliedert sind (gewöhnlich in eine akademische, kommerzielle und technische Abteilung), so liegt es doch auf der Hand, daß in einem solchen, der Absicht nach die Gesamtheit der Jugend umfassenden Schulsystem die qualitative Auslese leidet. Das heißt, der Abiturient einer auf eine europäische Universität vorbereitenden «höheren» Schule (Gymnasium, Collège, Lycée oder wie immer die Bezeichnung lauten mag) ist besonders in fremdsprachlicher Hinsicht sehr viel besser unterrichtet als sein Altersgenosse von der akademischen, d. h. der «college preparatory division» einer amerikanischen High School. Dasselbe gilt bezüglich einer Berufsvorbereitung auch von dem Abiturienten einer guten europäischen Berufsschule. Dies wird jetzt auch den Amerikanern mehr und mehr klar. Sie fühlen den Wettbewerb anderer Nationen, besonders Rußlands, und Industrie wie Universität fühlen den Mangel gut ausgebildeter Menschen.

Warum wird man dennoch, trotz Änderungen im einzelnen, das amerikanische Einheitssystem nicht aufgeben? Das erklärt sich historisch. Die Vereinigten Staaten sind eine Nation von Einwanderern. Bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als die Immigranten wesentlich aus angelsächsischen und germanischen Elementen stammten, ist das Muster der europäischen Gesellschafts- und Berufsschicht deutlich erkennbar. Es gibt die Schulen für das Volk und die Schulen für die höheren Berufe. Das alles ändert sich im neunzehnten Jahrhundert. Die aristokratische Demokratie Washingtons und Jeffersons ändert sich in Andrew Jacksons Demokratie des Volkes. Besonders seit den Masseneinwanderungen des neunzehnten Jahrhunderts muß das Schulwesen helfen, Einwanderer von verschiedenstem ethnischen Ursprung und religiöser Überzeugung in eine nationale Einheit zu verschmelzen. Außerdem wollen die «new-comers» im Lande der «unbegrenzten Möglichkeiten» nicht nur am Verdienst, sondern auch an den Bildungsmöglichkeiten teilnehmen. Eines

bedingt das andre. Aber nicht nur die Einwanderungen von außen, sondern auch die Wanderungen im Innern haben die Auffassung vom Sinn der Erziehung geprägt. Die ältere Generation von heute erinnert sich noch der Erziehung ihrer Großeltern, die in den Kämpfen mit Indianern und Mexikanern langsam die «frontier» vom Mittelwesten nach der West-Küste ausdehnten. Der Stolz dieser Mittelwest- und Westfamilien ist nicht vornehme oder gebildete Herkunft im europäischen Sinne, sondern die Erinnerung, daß die Vorfahren im Ochsenkarren langsam und gefährlich über die Rocky Mountains zu ihrem Farmgebiet oder ihren Goldfeldern vordrangen. Mit anderen Worten, die Gesellschaftsunterschiede, aus denen die europäische Teilung eines «höheren» und eines «niederen» Schulwesens entstanden ist, fehlen in den Vereinigten Staaten. Man hat auch seinen Einbildungsvorrat, sogar in reichlichem Maße. Aber er ist anderer Art. Man glaubt, dies Land müsse ein Schulwesen haben, das, im Gegensatz zu dem meist als viel zu klassengetrennt dargestellten Europa, einem jeden die Möglichkeit gibt, unter demselben Schuldach wie die anderen sein Talent auszuprobieren oder, um ein Bild zu brauchen, auf derselben Leiter von Sprosse zu Sprosse zu klettern. (Daher der schultechnische Ausdruck «single ladder»- oder «single track»-System.) Der typische Amerikaner, wenn es so etwas gibt, sieht daher mit Mißtrauen auf das Anwachsen teurer Privatschulen und des besonders vom Katholizismus, aber auch von protestantischen Kreisen geförderten kirchlichen Schulwesens, das bereits 13% der Volks- und Mittelschulbevölkerung umfaßt. Es wird als trennend und undemokratisch befunden; ob mit Recht oder nicht, kann hier nicht entschieden werden.

Man wird auch deshalb am kollektiven Ideal der High School festhalten, weil man glaubt, daß nicht nur die Nation, sondern auch die individuelle Persönlichkeit besser gedeiht, wenn das Ethisch-Gemeinschaftliche der Kultur höher bewertet wird als das Vereinzelte und Vereinzelnde. Weder in England, und besonders nicht in den Vereinigten Staaten, hat man intellektuelle Überlegenheit mit menschlicher Superiorität gleichgestellt. Man weiß, daß der Preis der Demokratie in der freiwilligen Anerkennung gesellschaftlich sanktionierter Lebensformen und in der Breite menschlichen Austausches besteht, sonst funktioniert sie nicht. Und zu beiden soll die gemeinsame High School und das mehr und mehr anwachsende College (Alter 18–22) helfen. Das große Zukunftsproblem des amerikanischen Schulwesens ist nun: wie kann man Qualität und Quantität, echte Führerschaft und Demokratie, Auslese und Gemeinschaftsgefühl organisch miteinander verbinden?

Diese Verbindung ist nicht leicht, und wenn der Kritiker die unbestreitbaren Mängel des amerikanischen Schulwesens bemerkt, so mag er auch einmal darüber nachdenken, wie schlecht in den letzten Jahrzehnten gewisse Nationen bestanden haben, die nicht mit Unrecht auf ihre differenzierten Schulformen stolz waren.



Mit diesen Gedankengängen haben wir uns bereits, wie dies ja unausbleiblich ist, vom Erziehungswesen als solchem in die Gebiete nationaler Bildung und Kultur begeben.

Auch hier droht sofort das Dilemma allgemeiner Vergleiche. Wenn man fragt, ob man sich in den Vereinigten Staaten als ein Mensch wohlfühlen kann, der sich für die feineren Produkte des menschlichen Geistes interessiert, so kann die Antwort wohl nur folgende sein. Man ist in Amerika niemals in dem Sinne «zu Hause», wie in einer kleineren europäischen Nation mit alteingesessener und homogener Bevölkerung. Es kommt sehr darauf an, *wo* man lebt, ob inmitten alter New-England-Familien, deren Vorfahren den englischen Puritanismus und die Kultur von Oxford und Cambridge nach Amerika verpflanzten, oder inmitten ihrer überzeugt katholischen Nachbarn, deren Vorfahren besonders nach der irischen Hungersnot von 1846 und 1847 verarmt und gegen England verbittert herüberkamen und aus dem einst calvinistischen Boston eines der Zentren ihrer Kirche machten, oder in den Quäkerkreisen und den alten deutschen Familien in und um Philadelphia, oder in und um Milwaukee mit den deutschen Bierbauern und den polnischen Farmern, oder im Südwesten mit seinen alten spanischen Missionskirchen, oder in Hollywood, oder in der bereits nach Asien weisenden Hafenstadt San Francisco mit seinem chinesischen Viertel. Wer offenen Sinnes ist, kann in jeder dieser Gegenden auserlesene Menschen finden. Jedoch würde wohl jeder unvoreingenommene Amerikaner selbst zugeben, daß die am Atlantik liegenden Staaten von Georgia bis Maine dem gebildeten Europäer am ehesten zur zweiten Heimat werden können. Er findet dort die Liebe zu alten Bäumen, alte Häuser von erstaunlich feinen Proportionen und gediegenster Innenarchitektur, beinahe protzig in ihrer vornehmen Zurückhaltung. In dieser Landschaft blühen auch die alten Universitäten, die heute zwar eine starke wissenschaftliche Konkurrenz im amerikanischen Westen und Mittelwesten haben, aber vom Amerikaner immer noch als Repräsentanten eines gewissen geistigen und sozialen Stiles angesehen werden — nicht ganz so wie Oxford und Cambridge vom Engländer, aber doch auch nicht ganz unähnlich.

Aber nun eine grundsätzliche Frage. Welcher intelligente Mensch kann sich denn überhaupt restlos mit einer Nation identifizieren? Jede reife Nation ist verkörpert in ihrem Staat. Und in jedem Staatswesen gibt es Parteien, Klüngel und Machtgruppen (der amerikanische Ausdruck lautet «pressure groups»), deren Ethik sich leider überall von der eines anständigen Individuums unterscheidet. Wie ja überhaupt der Dualismus zwischen individueller und kollektiver Moral, oder besser: das häufige Verschwinden moralischer Maßstäbe bei der Vertretung kollek-

tiver Interessen eine der tiefsten Tragödien, wenn nicht die tiefste, der menschlichen Geschichte darstellt.

Bei der Wahl ihrer obersten Führer haben die Amerikaner im großen ganzen auf gute Moral gesehen. Aber auf der lokalen Ebene wimmelt es von unerfreulichen Geistern, die sich, wenigstens am Anfang ihrer Laufbahn, mit Unterstützung des Mobs oder auch eines gewissenlosen Kapitals hocharbeiten, die ethnische und finanzielle Bevölkerungsunterschiede gegeneinander ausspielen, die allerhand populäre Wohltaten mit Bestechung und Erpressung vereinigen, und die dabei viel und gern vom lieben Gott reden. Es ist vor kurzem ein Roman von Edwin O'Connor erschienen: «The Last Hurrah». Er hat einen ganz außerordentlichen Erfolg, weil er in einer Mischung von bitterem Ernst und gutmütigem Humor die Wirksamkeit eines der letzten großen «city bosses» (oder Stadttyrannen) beschreibt; dies in einer Form, die auch den weniger Eingeweihten an eine erst jüngst aus der Politik verdrängte Bostoner Persönlichkeit stark umstrittenen Rufes denken läßt.

Diese zwar lokalen, aber doch außerordentlich korrumpierenden Machthaber können sich auch deshalb verhältnismäßig lange behaupten, weil sich noch kein gut geschultes und berufsbewußtes Beamtentum ausgebildet hat. Selbst in Washington ist der ständige Berufsbeamte im europäischen Sinne noch eine verhältnismäßig neue Erscheinung. Die Besetzung wichtiger Ämter aus reinen Parteierwägungen bildet noch immer einen Krebschaden der amerikanischen Verwaltung, und die mehr konservative Republican Party unter Eisenhower unterscheidet sich darin in keiner Weise von der Democratic Party unter Roosevelt und Truman. Im Gegenteil. Roosevelt, trotz aller Mißgriffe in seiner Personalpolitik, wird wahrscheinlich einmal als der Begründer des amerikanischen Berufsbeamtentums dastehen. Was sich in jüngster Zeit selbst Senatoren und hohe Beamte der regierenden Partei an Charakter-Verleumdung geleistet haben, ist ja durch die Presse der ganzen Welt gegangen. Wie mir einer der bedeutendsten Amerikaner vor einigen Jahren sagte: «Um Gottes willen keine Zentralisation! Wenn es an einem Orte schlecht steht, so ist es an einem andern besser, und das ermöglicht die Kritik. So stellt sich hier im Laufe der Zeit immer wieder das Gleichgewicht her. Und wenn es gar zu schlimm wird, spucken sie aus. Das ist die Rettung der Nation und ihrer Demokratie.»

Wie im einzelnen, so hängt auch in der Gemeinschaft schließlich doch alles davon ab, ob die helle Oberschicht stark genug ist, die dämonische Unterschicht der Seele zu beherrschen, die mit Hunger, Verzweiflung, Demütigung und verführerischer Umgebung immer anzuschwellen droht. Ich habe mich persönlich gewundert, mit welcher Geduld Amerika, und besonders die Jugend zwischen achtzehn und fünfundzwanzig, die «depression» der Jahre 1933 bis 1938 ausgehalten hat. Die sogenannten «gehorsamen Deutschen» waren da viel ungehorsamer. Die Depression

fiel außerdem mit der durch Hitler verursachten Einwanderung von Intellektuellen zusammen, die zum großen Teil von amerikanischen Colleges und Universitäten resorbiert wurden. Unter ihnen waren viele jüdischer Abkunft, und man soll nicht verneinen, daß auch in den Staaten Vorurteile bestehen. Ich habe einige dem Antisemitismus gewidmete Zeitungen gesehen, die, bis auf den astrologischen Anhang, der Hitler-Literatur der Epoche nicht unähnlich waren. Aber, wiewohl unterstützt von einigen kapitalkräftigen Personen und Demagogen, erreichten sie anscheinend nur einen kleinen und einflußlosen Teil der Bevölkerung, vielleicht, weil es zu viele ethnische Gruppen gibt, die sich in der Tiefe des Gemütes alle nicht recht leiden können und doch miteinander auskommen müssen.

Nun ist der Mensch, ob Einwanderer oder nicht, in der Entwicklung eines geistigen Heimatgefühls besonders auf zwei Helfer angewiesen, auf den gesprochenen Gedankenaustausch mit Freunden und auf den schweigenden Gedankenaustausch mit den in unserer Zivilisation üblichen Mitteln der Kommunikation — Bücher, Zeitschriften und Zeitungen, Radio, Television.

Um zuerst von dem Phänomen der Freundschaft zu sprechen, stellen Fremde fest, selbst wenn sie nur einige Monate und womöglich noch an verschiedenen Orten hier gewesen sind, daß es in Amerika «eigentlich keine Freundschaft, nur oberflächliche Bekanntschaften» gebe. Wie wenn man, besonders in reiferem Alter, Freundschaften in einigen Wochen schlösse! Tatsächlich liebt hier die Jugend dieselben Herzensergießungen, dieselben Gespräche über Gott und den Sinn des Lebens, wie die romantischen Naturen irgend eines anderen Landes. Und es gibt in Amerika im Falle von Krankheit und Not eine taktvolle Hilfsbereitschaft, die wahrscheinlich noch aus dem schweren Lebenskampf der Pionierzeit stammt und die sich jede andere Nation zum Muster nehmen könnte. Aber vielleicht gibt es wenige peripatetische Gedankenaustausche oder literarische Stammtische, von denen der Denker und Dichter in Europa so viel Anregung empfing. Ein Grund mag darin liegen, daß die Entfernungen zu groß sind und der gebildete Amerikaner, bei aller Freundlichkeit nach außen, nach innen scheu ist und zu viel Gerede von sich selbst nicht ganz mit der Haltung eines Gentleman vereinigen kann. Man manifestiert sich nicht. Selbst wenn ihm gerade ein Zahn gezogen worden ist, wird der Amerikaner auf die übliche Frage «How are you today?» mit dem ebenso üblichen «all right» oder «thank you, fine» antworten. Ich weiß nicht, wie es in der Schweiz zugeht, aber in Deutschland lamentierte man zu meiner Zeit mit einer gewissen Hingabe. Auf die Frage, wie es ihm gehe, pflegte ein Freund von mir zu antworten: «Danke, heute noch besser als morgen». Hier lautet das Motto «keep smiling». Wenn man dies Heuchelei nennen mag, so erfordert es doch eine gewisse Selbstzucht.



Was die anderen intimen Freunde des gebildeten Menschen anbetrifft, nämlich seine Bücher, so steht ihm hier natürlich der ganze Reichtum der in englischer Sprache geschriebenen Literatur zur Verfügung, und man macht davon sehr viel mehr Gebrauch, als der Mangel an Buchhandlungen in kleineren und selbst mittelgroßen Städten vermuten läßt. Die Verleger billiger Serien, mit einem Preis von 35 cents für das Buch, haben entdeckt, daß sich klassische Werke bezahlt machen. Einige der Book Clubs vermitteln für verhältnismäßig billiges Geld gute moderne Literatur, und bei allem Schund, so gibt es doch einige viel gelesene Zeitschriften, die Qualität und Popularität verbinden. Diese Zeitschriften sind um so wichtiger, als man in den Vereinigten Staaten ungefähr nur ein Dutzend wirklich erstklassiger Zeitungen vorfindet, von denen allerdings drei oder vier einen anderswo kaum vorhandenen Reichtum an Information und Interpretation bringen. Die große Mehrzahl der Tageszeitungen stehen leider auf einem erschreckend bescheidenen Niveau. Würde man das amerikanische Volk danach beurteilen, so müßte die Schätzung verheerend ausfallen, und vielleicht noch mehr, wenn man die Hunderte von illustrierten Zeitschriften heranzöge, die wesentlich von «sex, crime and Hollywood scandals» leben. Im Radio kann man sich aussuchen; Television macht auch allmählich Versuche, das Attraktive mit dem Sehenswerten zu vereinen. Beide leiden unter der Tatsache, daß jede Darbietung von einer als «Sponsor» fungierenden Privatfirma unterstützt werden muß. Die besten Leistungen werden von der geschmacklosesten Reklame unterbrochen, für die teuersten Automobile bis zur schäbigsten Haarpomade. Hohe schauspielerische Qualität wird oft für nichtswürdigen Kitsch mißbraucht. Aber wovon sollte bei der Abwesenheit einer öffentlich unterstützten Theaterkultur der Schauspieler sonst leben? Er kann nicht auf das große Los rechnen, eine Rolle in dem Erfolgsstück eines kommerziellen Theaters zu erhalten. Von den vielen Sommertheatern, die oft gute Stücke geben, kann nur der «Star» ein leidliches Einkommen beziehen. Das ist um so bedauerlicher, als der Amerikaner ein erstaunliches Bühnentalent besitzt. Außer in gewissen puritanischen Kreisen braucht er anscheinend nicht so viel Aufwand, aus der Verkrampfung herauszukommen, wie viele Europäer.

Es wird überhaupt nicht mehr lange dauern, bis die Legende von dem Mangel an künstlerischer Begabung des Amerikaners verschwinden wird. Wo in der Welt gibt es noch ein so dankbares Konzertpublikum? Und es ist nicht nur eine Sache des Geldes, sondern auch des Interesses, daß dieses Volk in erstaunlich kurzer Zeit nicht nur reichhaltige, sondern auch erstklassige Museen aufgebaut hat, alle aus privaten Mitteln. Daneben haben sich Städte wie Worcester im Staate Massachusetts oder Cleveland im Staate Ohio kleinere Kunststätten erschaffen, wo man, wie nur selten in der Welt, hingehen kann, um eine Stunde feinen Kunstgenusses mit ruhiger Kontemplation zu verbinden.

Eine andere Frage ist, wieweit sich im wissenschaftlichen Leben der Vereinigten Staaten der Sinn für die «Humaniora» entwickelt hat. Vielleicht noch mehr als in anderen Ländern geht der Drang vorwiegend nach den Naturwissenschaften und nach den angewandten Disziplinen auf der technischen und sozialen Ebene. Rein philosophische Spekulation hat sich hier niemals des Ansehens erfreut wie auf dem Kontinent. Außer Josiah Royce und William Ernest Hocking hat man in den vergangenen Jahrzehnten keine akademischen Denker von hoher metaphysischer Qualität hervorgebracht. Alfred North Whitehead kam erst mit sechzig Jahren von England. Das Schwergewicht liegt im Pragmatismus (Peirce, James, Dewey) und in positivistischer Logik, der, als sie von Österreich und Deutschland in den dreißiger Jahren nach Amerika auswanderte, kongeniale Denker sofort die Tore geöffnet haben. Diese Spezialität ist mehr oder weniger eine wissenschaftliche Methodenlehre und verpflichtet zu nichts als zu logischer Sauberkeit — wahrlich eine hohe Tugend, aber mehr eine Voraussetzung als eine Erfüllung philosophischer Arbeit. Die gebildete amerikanische Jugend muß jedoch den Mangel gespürt haben, sonst würde der Existentialismus in allen seinen Schattierungen nicht so gierig aufgenommen werden. Jüngst hat man sogar Jean Paul Sartres *L'Être et le Néant* hier ins Englische übertragen.

Wahrscheinlich befriedigt der Amerikaner sein metaphysisches Bedürfnis mehr im Religiösen als in der denkerischen Spekulation. Wie wohl in keinem anderen Lande kann man in Amerika noch den Vorgang der Sektenbildung beobachten. Es gibt in den Vereinigten Staaten etwas mehr als 260 «religious bodies» mit einer Mitgliedschaft von über 100 Millionen oder beinahe 71% der Bevölkerung. 1950 betrug die Mitgliedschaft 57%; 1940 betrug sie 49%, der Tiefstand war 36% im Jahre 1900. Man muß hier hinzufügen, daß es keine Staatskirche oder staatlich unterstützte Religionsgemeinschaft gibt; der Beitritt ist freiwillig und meist mit Beitragskosten verbunden. So wichtige Religionsgemeinschaften wie die Mormonen, Jehovah's Witnesses und die Adventists üben ihre Werbekraft über die ganze Erde aus. Und immer entstehen neue religiöse Formungen aus dem Bedürfnis, den Geist des Christentums — wie man ihn auffaßt — zu erneuern. «Revivals», oft ans Pathologische grenzend, haben seit dem 17. Jahrhundert bis zu unseren Tagen zuweilen viele Tausende von Menschen erfaßt. Inwieweit die religiöse «Renaissance» des letzten Jahrzehntes einem genuinen Bedürfnis entspricht, ist schwer zu sagen. Wie in anderen Ländern, so mischt sich auch hier das Gefühl der menschlichen Leere in einer versachlichten Welt mit der ängstlichen Frage, was unsere westliche, mehr und mehr pluralistische und säkulare Kultur wohl dem Kommunismus als tragende Überzeugung entgegenzustellen habe.

Es ist schwer zu erklären und zu beweisen, wo das eigentliche Stärkezentrum der amerikanischen Demokratie liegt. Es wird gespeist von

einem Zusammenspiel von Kräften: der Identifizierung des Volkes mit seiner aus ihm selbst geschaffenen, meisterlichen Verfassung, der Dezentralisierung, Weite und Unterschiedlichkeit des Landes bei entschlossenem Willen, in Gefahr zusammenzuhalten, der angelsächsischen Fähigkeit zu Kompromissen, den immer noch nicht erschöpften Reichtumsquellen, der langen Gewöhnung an Selbstverantwortung und Initiative und, bei allem zeitweiligen Versagen, dem Instinkt für menschliche Würde. Das zeigt sich auch wieder bei der Negerfrage. Der Oberste Gerichtshof hat am 17. Mai 1954 einstimmig entschieden, daß Segregation der Rassen im Schulwesen der Verfassung widerspricht. Damit ist freilich die Segregation, dies beklagenswerte Überbleibsel aus der Sklavenszeit, noch lange nicht abgeschafft. Dennoch, man ist auf dem Wege, nicht weniger weit als jedes andere Volk in gleicher Lage auch sein würde. Übereilte und erzwungene Durchführung des Gerichtsspruches würde im Süden nur zu Gewalttaten führen, einige, wiewohl längst nicht von der Brutalität früherer Jahrzehnte, sind schon vorgekommen, meist auf Anstiftung kleiner Gruppen oder einzelner Fanatiker. Aber langsamer, jedoch fester und stetiger Druck wird wirken, von Jahr zu Jahr, wenn nötig, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Und wenn wir uns nicht alle in die Luft sprengen, dann wird, trotz der zur Zeit großen Anziehungskraft des Kommunismus in unterdrückten Nationen, die Dynamik der Vereinigten Staaten eine wesentliche Macht in der Herstellung einer freien und friedlichen Welt sein. Dieses Volk ist willig, nicht nur seinen Beitrag zu leisten, sondern auch erhebliche Opfer zu bringen.

## DEMOKRATIE UND BUREAUKRATIE

VON HANS HUBER

Die Demokratie ringt im gegenwärtigen Zeitalter mit zwei sozialen Mächten, die beide längst begonnen haben, ihre Einrichtungen und ihre Verfahren umzuwälzen. Auch der Rechtsstaat ist betroffen. Die erste dieser sozialen Mächte ist die Bureaukratie. Die zweite sind die Wirtschafts- und Sozialverbände, die intermediären Gewalten, die sich eingeschoben haben. An jeder der beiden Spannungen könnte die Demokratie zu Grunde gehen. Aus jeder könnte sie in ihren schweren Anfechtungen aber auch wieder Heilungsfaktoren gewinnen. Die wirkliche Lage der zeitgenössischen Demokratie in Anbetracht dieser im wesentlichen doch neuartigen, der industriellen Massenzivilisation verhafteten Erscheinungen ist schillernd und vielfältig.